Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schimi. 1

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

nicht unerhörte, aber in diesem besondern Falle geradezu unglückselige Überschätzung dessen, was man öffentliches Leben nennt, gegenüber allem, was er Privatleben nennt, in Dühring lebendig zu sein, er scheint kein Organ für die Fülle, den Reichtum, den unversieglichen Lebensquell dieses verachteten Privatlebens für die Poesie zu haben. Endlich verwahrt sich zwar Dühring sehr energisch dagegen, irgend welchen Äußerlichkeiten großes Gewicht beizulegen, und teilt sicher nicht den Standpunkt jenes Bankiers, der beim Betrachten von Kostümbildern aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert ausrief: „Der schwarze Gehrock ist doch das einzig würdige Kleid des Mannes!" Aber er müßte kein „Aufklärer" sein, um nicht etwas von der Geringschätzung der Vergangenheit und aller Erinnerung zu zeigen. Er tritt den Kunstwerken eines Cervantes und Shakespeare mit dem Satze gegenüber: „Durch die Gemischtheit des dauernden mit unzusagendem Inhalt wird die Wirkungsfähigkeit geringer, und das Unzusagende muß in dem Maße wachsen, in dem die Denkweise sich durch bessere Erkenntnisse oder Zustände ändert, sich also das Wissen berichtigt oder das Fühlen veredelt," und macht in dem ganzen Verlauf seines Buches von diesem Satz den ausgedehntesten und gelegentlich den unberechtigtsten Gebrauch.

(Schluß folgt)

Schimi

1

In der Akademiestraße Nr. 1 hat fast jede Familie ein Zimmer zu vermieten. Zum Quartalwechsel kocht die Hausfrau einen Mehlkleister, und dann geht sie in der Dämmerung mit der Tochter aus. Die Tochter trägt ein Bündelchen Zettel in der Hand, auf die wacklige Buchstaben gemalt sind. Die Mutter hat den Kleistertopf im Arm und den Zipfel ihres Tuchs darübergedeckt.

Sie gehen in die Theresienstraße und die Barerstraße hinauf in die Bahnhofgegend. Beim Stachus, wo sich die vielen Pferdebahnen kreuzen und der Schnee braun und breiig geworden ist, weil man ihn in München liegen läßt, wo er von Gottes wegen hinfällt, heben sie die Röcke auf und waten durch. Sie kommen bis zum Frauenplatz und zur Löwengrube, und überall, wo eine Dachrinne vom Hause herunterleitet und den Spülicht vom Dach auf den Bürgersteig gießt, halten sie an. Jede solche Regenrinne ist an ihrer Mündung von

einem kleinen Wall umrahmt, der sich aus gefrornem und wieder geschmolzenem Schmutz zusammensetzt und die Witterungsgeschichte des ganzen Winters darstellt. Vor solch einer Insel hebt die Mutter den Zipfel des Umschlagetuchs und bestreicht mit ihren blaugefrornen Fingern die Rückseite des Zettels, den ihr die Tochter reicht. Dann wird der Zettel um die Rundung der blechernen Rinne geklebt und festgedrückt, und am andern Morgen blickt in den entferntesten Stadtgegenden die Nachricht hernieder: „Feines Zimmer an soliden Herrn zu vermieten. Akademiestraße 1 über vier Stiegen."

Aber Fräulein Bernarz hatte keine Tochter, denn sie war Jungfrau, obwohl sie alt war. Sie wohnte Akademiestraße 1 über zwei Stiegen und machte die Hausthüre nie weiter auf, als daß ihre rechte Pupille das Bild des Draußenstehenden aufnehmen konnte; die linke war mit unter das Tuch gebunden, das sie trug, weil sie immer Zahnschmerzen hatte.

Man sagte von ihr, sie wäre unwirsch. Aber kann man verbindlich sein, wenn man sich immer, bei jedem Atemzuge im Stande der Notwehr befindet? Und Fräulein Bernarz hatte immer Angst! Angst vor den Menschen, den sichtbaren Übeln, und fast noch mehr vor den unsichtbaren, dem Fegefeuer, der Polizei und den Dieben, die unter den Betten liegen. Dazu dann noch die viele Arbeit! Aber sie konnte sie auch nicht mehr bewältigen, und darum war die Franzi gekommen, ihre Schwestertochter.

Nun saßen sie beide in der Küche, denn das war ihr Wohnraum; außerdem hatten sie nur ein gemeinsames Schlafzimmer, und das war dunkel.

Fräulein Bernarz hatte zugleich mit ihrer Nichte eine Maß Bier heraufgebracht und berauschte sich nun; aber nicht aus der Maß, sondern an dem Bewußtsein, jemand zu haben, der ihr zuhörte. Darum war die Maß auch noch nicht halb leer, als die Franzi bereits einen Überblick über die letzten zehn Lebensjahre der Alten hatte. Weiter als diese zehn Jahre dachte Fräulein Bernarz nicht zurück. Damals war ihre Mutter gestorben, die in ihrem hohen Alter wohl etwas schwach im Kopfe, aber für „das Kind" doch noch der Umkreis der Welt gewesen war. Mit fünfzig Jahren, nach der Mutter Tode hatte Auguste Bernarz eigentlich erst das Licht der Welt erblickt; seitdem fror sie und hatte Zahnschmerzen.

Mühsam hatte sie es verstanden, als man ihr das Getriebe um sie her erklärte, als man ihr half einen Teil ihrer Möbel verkaufen, die Wohnung in der Akademiestraße suchen und Zettel schneiden, die mit schiefen Buchstaben von allen Dachtraufen in München erzählen sollten: Feines Zimmer an soliden Herrn zu vermieten.

Nachher, als die „soliden Herren" eingezogen waren, war ihr ein Berg von der Seele genommen; denn wie man einem Menschen aufwartet, wie man Zimmer putzt und Frühstück anrichtet, das wußte sie von den Zeiten der Mutter her auswendig wie die Uhr ihre zwölf Schläge. Aber dann war der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Jammer von einer andern Seite her angegangen, das kam von den soliden Herren, und davon erzählte sie der Franzi.

Der erste war ein Graf, ein Polak — und mit der Polizei soll man nichts zu thun haben, Franzi, das merk dir für dein ganzes Leben, und schreib nur nachher gleich den Zettel zum Anmelden, sonst krieg ichs mit ihr zu thun noch in meinem Alter, hörst du wohl, Franzi? Der hat mir alles abgeborgt, was ich gehabt habe, und nur das wenige aus der Auktion von der Mutter selig ihren Sachen hat mein Vetter, der Pinselmacher, gehabt, und den hab ich mich nicht gewagt drum anzugehen, sonst hätt es der Polak auch genommen. Dann ist mein Graf eines Tages gekommen und hat mir gesagt: Ihr Vetter, der Weber — und er hat nur so mit dem Daumen über die Schulter gewiesen — drängt mich unanständig. Ich habe sechzig Mark bei ihm ausstehen, es ist höchst peinlich, wie sich der alte Geizhals benimmt. Thun Sie mir den Gefallen und geben Sie mir den kleinen Betrag. Sie kennen mich ja, freilich, er könnte mich auch kennen. Aber dieses Mahnen ist für einen Mann von meinem Namen unerträglich — übermorgen spätestens muß mein Wechsel aus Warschau da sein! Das alles hat er mir so hingesagt in seiner feinen Sprache, wie er bei meiner Küche vorbeigekommen ist, und ich eben den Kaffee ans Feuer thu! — Herr Graf, hab ich gesagt, was mein ist, wissen Sie genau, weil Sies in Händen haben — nix ist mehr da! — Gewiß, gewiß, sagt er. Es war sehr liebenswürdig von Ihnen, mir so auszuhelfen, und es ist unverantwortlich von dem Menschen, meinem Bankier, daß er noch nicht schickt. Aber da war das Nuster von Ihrer Frau Großmutter, sagten Sie nicht so? Werden Sie das einige Stunden entbehren können? — Ich habe lachen müssen. Das Nuster habe ich nie getragen, manchmal hats mir die Mutter gezeigt, wie sie noch am Leben gewesen ist; anfassen hab ichs kaum dürfen. Und jetzt fragt der, ob ichs so nötig brauche, wenn ich am Herd steh mit rußigen Händen. Weils mich aber gefreut hat, daß er das Geschmeide lobt, und dann, daß ich jetzt Herr drüber bin, da sind wir mit einander an den Kasten gegangen, wo es gelegen hat. Es hat eine große Schließe gehabt, wie ein Thor, in dem ein Drache sitzt, der mit seinem Schweif ein Gitterwerk flicht. Augen von Granaten hat er gehabt, und fünf Halsschnurl Granaten sind an dem Nuster gewesen, und noch drei kleine Goldschlösser, zwei an den Seiten und hinten eins. Mein Graf hat mir eine Verbeugung gemacht, und meinen Schmuck bin ich losgewesen.

Ja, wie denn, sagte Franzi und sperrte ihre lebhaften Augen auf, hat er ihn denn nicht wiedergebracht?

Ah, gar kein Schein! Aus Paris hat er geschrieben, ein feines Brieferl. Ordentlich gerochen hats nach Vornehmheit: mir und denen, die ihm so freundlich ausgeholfen hätten, wollt er schön danken, leider wär er nicht in der Lage, die anvertrauten Gelder und Gegenstände zurückzugeben, und thät uns auf einen

himmlischen Lohn verweisen. Ich bin mit dem Brief zu meinem Vetter, dem Pinselmacher, gelaufen, der hat mir ihn nur so weggerissen: Schnell zur Polizei, Base, da steht ja Adresse und alles drauf — ist er Euch was schuldig? — Freilich, und dir auch? — Ja aber natürlich! Er kommt so daher und sagt, die Muhme Bernarz hat mir mit einer Kleinigkeit ausgeholfen — arme, alte Gans, kann sich ja nicht zufrieden geben, wenn sie nicht auf ihren Silberlingen sitzt und brütet. Es ist mir peinlich, daß sie mich jede Stunde mahnt, während mein Bankier in Warschau mich warten läßt. Ein Name wie meiner sollte doch wohl Sicherheit genug sein. Aber das versteht sie ja nicht — und zuletzt hab ich ihm hundert Mark gegeben. — Geradso wie mit mir, geradso wie mit mir! — Ja Base, aber jetzt kommt zur Polizei. — Nein nein, hab ich gesagt, das will ich schon machen, denn mit der Polizei hab ich schon eh nichts wollen zu thun haben. Paß nur auf, Franzi, wies weitergeht. Ich hab schon Recht gehabt. Einen Brief hab ich ihm geschrieben. Wie das sauer gewesen ist für mich, Franzi! Die fremdländische Überschrift hab ich mir machen lassen, in der Post in der Türkenstraße kenne ich den Posthelfer. Geschrieben hab ich dem Grafen, er werd doch wohl einsehen und um Gottes und seiner Seligkeit willen bedenken, was das für eine Mühsal ist, sein Brot zu verdienen, wenn man die Mutter nimmer hat und die Pension, und was der Mutter der Schmuck wert gewesen ist, und an die andern gedächt ich noch gar nicht, denen ers ebenso gemacht hätte wie mir, außer meinem Vetter, dem Pinselmacher, der würde auf die Polizei gehen, wenn sich der Graf nicht besinnen und alles wiederschicken thät! Darauf hat er mir geschrieben: Verehrte Freundin! Ihre freundlichen Zeilen haben mich lächeln gemacht, Sie sind zu gütig, und ich danke deswegen dem Himmel, daß Sie die Polizei noch nicht zur Mitwisserin gemacht haben. Es ist nicht gut, mit der Polizei zu thun haben, namentlich in diesem Falle, wo Sie durch Angabe eines falschen Namens straffällig geworden sind. Ihr ergebner Eugen Müller. Eine Adresse ist diesmal nicht dabei gewesen, und auch der Schnörkel nicht, der seinen Grafennamen bedeutet hat. Ich bin heilfroh gewesen, daß es so abgegangen ist. Nur mein Vetter hat gethan wie ein Toller und gesagt, der Graf, der hätte sein Recht gehabt, polizeiwidrig dumm wär ich. Ich bin auch nicht mehr zu ihm hin, wenn so was gewesen ist, und es sind noch zweimal welche gekommen, die mich ums Geld betrogen haben, — gefreut hats mich nur, daß ich mich mit der Polizei niemalen eingelassen hab.

Und dann, dann sind bessere gekommen? fragte Franzi.

Erzsauschweine! sagte Fräulein Bernarz ruhig. Ja ja, Kind, fuhr sie fort, als sie Franzis entsetzten Augen begegnete. Aber das ist nichts für junge Ohren, meine Mutter selig hat das oft gesagt, obschon ich etlichemal gedacht habe, besser, ich hätt es gewußt, wie die Menschen schlecht sind, als dann so dastehen, daß sie ihr Spiel dran haben.

Ein Weilchen sah Fräulein Bernarz vor sich nieder, dann kam plötzlich

Feuer in ihr Auge: Seit der Schimi da ist, sagte sie, ist alles anders geworden! Sie schöpfte Atem, als ob sie zu einer langen Erzählung ausholte, aber da klingelte es, und sie stelzte mit ihren steifen Beinen so eilig davon, wie eine alte Henne. Er muß Wasser haben! sagte sie atemlos, als sie wieder eintrat. — Hier Base! — Franzi war an die Leitung getreten und füllte ein Glas. — Nein, heißes! Die Alte fing an mit den Händen zu zittern und in der Luft herumzugreifen: Er muß sich rasiren! Wenn ich nur die Zündhölzer hätte!

Sie haben auf dem Tisch gelegen, wie du erzählt hast, Base! Wart nur, ich wills schon machen!

Fräulein Bernarz stand dabei und trippelte von einem Fuß auf den andern, während Franzi ruhig hantirte und sich nicht einmal umdrehte, als die Thür aufging.

Fräulein Bernarz legte der Nichte von hinten beide Hände um den Leib, als ob sie sie schieben müßte, und wechselte die Füße noch schneller vor Aufregung. — Ja Base, seine Zeit muß es haben, ich sitze auch nicht drin im Feuer, sagte Franzi langsam und machte eine kräftige Schwenkung, sodaß die Hände der Alten von ihr abglitten. Dabei gewahrte sie den Eingetretenen.

Es war ein Ungar, tadellos gewachsen; von seinem Profil, das von der Stirn bis zum Kinn regelmäßig, aber wuchtig geformt war, wurde man unwillkürlich an alte Bildwerke erinnert. Im Einklang mit diesen in Stein oder edelm Metall überlieferten Schönheitsformen standen der leuchtend grünliche, gleichmäßige Hautton und die über der Stirn verschnittenen Haare, nicht gelockt, aber ein wenig gebogen, die den ornamentalen Eindruck des Kopfes erhöhten. Er lächelte: Nein, heute werden die Hexen nicht mehr verbrannt, sie setzen nur noch in Brand, gelt, Mutterl?

Geh, Schimi, sagte die Alte, wie kannst du so was sagen, als ob ich eine Hexe wär, und dann hab ich das Feuer auch gar nicht angezündet, die Franzi hats selber gethan.

Er lächelte noch immer der Franzi ins Gesicht und nahm dabei das Töpfchen mit heißem Wasser aus ihren Händen. Sein Sie stille, Mutter Bernarz, Sie habens ja nicht kapirt. Sie verstehen ja gar nichts! Damit ging er hinaus, und Fräulein Bernarz lief ihm nach bis zum Ausgang und über den Gang hinüber. Dabei öffnete sie die Thüren dienstwillig vor ihm und machte sie wieder zu, während Franzi unbeweglich auf ihrem Platze stand und sich verwundert ihre Gedanken machte.

Sie hatte wenig gelernt, außer dem, was die Übung auf dem väterlichen Hofe mit sich brachte. Aber sie machte es nicht anders als die Spinne daheim, die ihr Netz im Kuhstall am Fenster hatte. Wie die, hatte sie die Augen offen, und wenn etwas neues herbeigeflogen kam, stieg sie umsichtig von ihrem Umschauort nieder, griff das Ding von oben an und von unten an, von rechts und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von links, bis sie es bewältigt und sich einverleibt hatte und wieder wie vorher als Beherrscherin der Lage auf ihrem Posten stehen konnte. Die Franzi war nicht gelehrt, aber gescheit, und sie sprach nichts, ohne daß sie sich etwas dabei dachte.

Fräulein Bernarz kam wieder herein. Lieber Kerl, lieber! sagte sie vor sich hin.

Das ist wohl einer von den soliden Herren? fragte das Mädchen aufmerksam.

Gott verzeih dirs, Franzi, was du da redest! Der Schimi ein solider Herr!

Aber wohnen thut er doch bei dir?

Freilich wohnt er bei mir, und ein eigner Sohn könnte mir nicht lieber sein. Er nennt mich auch Mutter Bernarz, oder sein Mutterl — seine beste Freundin bin ich.

Und zahlen thut er auch?

Wie soll er denn zahlen, er hat ja nichts! Heißt das, sein Vater ist reich. Aber weil er nicht Metzger hat bleiben wollen, so giebt er ihm nichts. Aber die Kunsthändler sind ganz wild nach seinen Bildern. Später, wenn er eins fertig hat, dann zahlt er mir alles auf einmal, oder nachher, wenn der Vater stirbt. Heißt das, wenn er ihn nicht enterbt. Aber er wird schon noch gescheit werden, der Alte. Ich denk immer: der wird schaun, wenn ers gewahr wird, daß sein Sohn der berühmte Simon Janko ist! Der wird schaun!

Keck ist er mit dir, Base!

Fräulein Bernarz kicherte: Gelt, und was er so sagt, ist immer wie eine Liebkosung!

Mir ists nicht vorgekommen wie eine Liebkosung, aber lachen hab ich freilich müssen, sagte Franzi nach einem Weilchen.

Ach geh, du wärst froh, wenn er dich nur anschaun möchte!

Das hat er gerade genug gethan!

Franzi sagte das ruhig. An Huldigungen war sie gewöhnt, und sie hatte einen scharfen Gradmesser, um zwischen Dreistigkeit und Bewunderung zu unterscheiden. Diesmal wurde ihr aber das Urteil schwer, denn in der Mischung, die dieser Ungar von beiden hatte, war Wärme, und sie wußte nicht, welcher Eindruck der wahre war. Vielleicht beide? Aber auf welche von ihren Eigenschaften konnte die Bewunderung gehen? Daß ihr Vater Geld hatte, wußte er nicht. Und schön? Das mußten doch die aus der Stadt viel mehr sein, die neben ihr wie Mondschein wirkten. Vielleicht weiß ers gar nicht, daß er so daherschaut, meinte sie zuletzt. Seine Augen werden dran schuld sein, weil sie so groß und dunkel und vorstehend sind, und er denkt sich gar nichts dabei, daß sie so brennen.

(Fortsetzung folgt)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG